

Yordanos' Flucht

Im April 2012 berichtete die «NZZ am Sonntag» über das Schicksal der 15-jährigen Yordanos aus Eritrea. Die Reportage führte dazu, dass sie als Flüchtling in die Schweiz einreisen durfte. Wie geht es ihr heute? **Von Philipp Hedemann**

Yordanos' Leben passte schon immer in einen Koffer. Ein paar Kleider, eine Bibel, einige Heiligenbilder. Mehr hatte die Eritreerin nicht, als ich sie das erste Mal in ihrer Hütte in einem Flüchtlingslager im Norden Äthiopiens traf. Als 15-Jährige war sie ohne ihre Eltern und unter Lebensgefahr zu Fuss aus dem Unrechtsstaat Eritrea geflohen. Über zwei Jahre später endete ihre Flucht in einer Wohnung in Breitenbach (SO). Ein Bett, eine Bibel auf einem aus einem Karton gebauten Hausaltar, ein Jesus-Poster an der kahlen Wand. Ihr Zimmer in Breitenbach ist fast genauso spartanisch eingerichtet wie ihre wohlbellegte Lehmhütte in Äthiopien. Doch diesmal will Yordanos bleiben.

Um über 40 Prozent war die Zahl der Eritreer, die ein Asylgesuch in der Schweiz stellten, in den ersten drei Monaten 2012 gestiegen. Viele flohen über das Nachbarland Äthiopien. Ich arbeitete damals als Korrespondent in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba. Um herauszufinden, warum so viele Menschen ihr Leben riskierten, um in die Schweiz zu gelangen, schickte mich die «NZZ am Sonntag» in das Flüchtlingslager, das an seinen Rändern wie ein Krebsgeschwür in die Savanne ausfranst. Rund 15 000 Menschen, die vor Diktatur, Folter, unbefristetem Militärdienst, Armut und Perspektivlosigkeit geflohen waren, warteten dort darauf, dass sie ihre Flucht in ein anderes, in ein besseres Leben fortsetzen konnten. In den Träumen der Flüchtlinge spielte dieses Leben oft in der Schweiz.

In meinen Notizen fanden sich bereits viele Geschichten von Folter, Flucht und Verzweiflung. Für meinen Artikel wollte ich jedoch noch eines der vielen Kinder treffen, die die gefährliche Reise ohne ihre Eltern und meist ohne deren Wissen antreten. Ein Mann führte mich zu Yordanos.

Das Versprechen des Chefbeamten

Ich arbeite oft in Flüchtlingslagern und an anderen trostlosen Orten in Afrika. Wenn ich dort Leute nach ihrer Geschichte frage, fragen sie fast immer: «Was bekomme ich dafür? Du verdienst dein Geld mit meinem Leid. Davon will ich etwas abhaben.» Ich verstehe die Menschen, doch ich zahle ihnen nie etwas, weil ich keine Geschichten kaufen möchte. Stattdessen sage ich ihnen manchmal, dass die Berichterstattung in westlichen Medien vielleicht etwas Aufmerksamkeit auf ihre Probleme lenke und dass sich dadurch langfristig etwas für sie ändern werde. Hoffentlich. Meist glauben weder sie noch ich das wirklich.

Yordanos hat nicht danach gefragt, was sie davon hat, wenn sie mir ihre Geschichte erzählt. Ihrem Vater war die Flucht in die Schweiz bereits gelungen, ihm wollte sie folgen. Doch als sie in Äthiopien davon hörte, dass viele Flüchtlinge auf ihrem Weg durch die Wüste skrupellosen Verbrechern in die Hände fielen, die sie folterten und vergewaltigten, um von Angehörigen Lösegeld zu erpressen, oder sie töteten, um ihre Organe zu verkaufen, und dass viele schrottreife und überfüllte Boote der Menschenhändler nie ankommen, entschloss sie sich, in Mai Aini zu bleiben. Zumindest vorerst. Alle zwei Wochen telefonierte sie mit ihrem Vater. «Er hat mir gesagt, dass ich nicht durch die Wüste gehen

soll», erzählte Yordanos mir damals in ihrer Hütte unter einem Heiligenbild.

Kurz nachdem ihr Bild und ihre Geschichte in der «NZZ am Sonntag» erschienen waren, wurde ich zu einer Diskussion zum Weltflüchtlingskongress nach Zürich eingeladen. Auf dem Podium sass ich mit Susin Park, der Leiterin des Schweizer Büros des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR), Mario Gattiker, dem Direktor des Bundesamtes für Migration, sowie dem Zürcher Regierungsrat Martin Graf. Auch Yordanos' Vater war gekommen, und zusammen mit ihm erzählte ich die Geschichte von Yordanos' Flucht.

Noch während der Diskussion kündigte Gattiker an, dass Yordanos und ihre Familie ihrem bereits als Flüchtling anerkannten Vater im Rahmen des Familiennachzugs in die Schweiz folgen dürften. Ein Menschenrechtsanwalt und zwei Frauen, die den Zeitungsartikel gelesen hatten, und ich erinnerten Gatti-

Auf Facebook hat Yordanos mehr als 400 Freunde. Darunter sind kein einziges Mädchen und kein einziger Knabe aus der Schweiz.

ker in den nächsten Wochen regelmässig an sein Versprechen. Bald darauf erhielt ich eine E-Mail: «Einreisebewilligung für alle vier Familienmitglieder bewilligt».

Einige Wochen später sah ich Yordanos in Addis Abeba das erste Mal seit unserer Begegnung im Flüchtlingslager wieder. Nachdem die Einreisebewilligung erteilt worden war, waren auch ihre kleine Schwester Yodit und ihre Mutter Genet aus Eritrea geflohen. Zusammen mit Yordanos' älterem Bruder Michael, der es zuvor auf eigene Faust nach Äthiopien geschafft hatte, waren sie in einer viertägigen Busreise aus dem Flüchtlingslager in die äthiopische Hauptstadt gekommen. Als ich Yordanos fragte, ob sie sich auf die Schweiz freue, liess sie nervös die Gelenke ihrer schlanken Finger knacken. «Glaubst du, die Jungs und Mädchen in der Schule werden nett zu mir sein?», fragte sie schüchtern. Mein Ja schien sie nicht wirklich zu überzeugen.



Yordanos im Flüchtlingscamp in Äthiopien. (Mai Aini, 29. März 2012)



Die heute 18-jährige Yordanos besucht zusammen mit anderen Flüchtlingen eine Integrationsklasse. (Breitenbach, 27. Mai 2014)

Einem halben Jahre nach diesem Gespräch in Addis Abeba besuchte ich Yordanos jetzt in Breitenbach. Ich fragte sie, ob ich recht behalten hätte und die Menschen in ihrer neuen Heimat nett zu ihr seien. «Ja», antwortete das bescheidene Mädchen, das die Lippen beim Sprechen nur wenig öffnet. Dem Staat, der Schule, der Sozialarbeiterin und allen, die ihr geholfen haben, dass sie heute in Sicherheit und mit ihrer Familie leben kann, ist sie dankbar. Für die junge Frau, die sich schon als Kind allein durchschlagen musste, ist es keine Selbstverständlichkeit, dass jemand sie unterstützt. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus seien ihr nicht begegnet, sagt Yordanos. «Allerdings bin ich mir bei manchen nicht sicher, ob sie vielleicht doch Rassisten sind. Ich verstehe nicht alles, was sie über uns sagen.»

Dennoch nach ihrer Ankunft in der Schweiz vergingen zunächst acht Monate, bis sie mit anderen jugendlichen Flüchtlingen in eine Integrations- und Berufswahlklasse eingeschult wurde und ihre erste Deutschstunde erhielt. «Verschwendete Zeit», sagt Yordanos, die nur sehr gebrochen Deutsch spricht.

Wenn ihr Telefon klingelt, ist fast immer ein Eritreer dran; wenn sie Musik hört, sind es meist eritreische Kirchenlieder; wenn sie mit ihrer Familie isst, kommen meist eritreische Speisen auf den Tisch. Auf Facebook postet sie oft traurige Berichte über eritreische Flüchtlinge, die die Flucht nach Europa nicht überlebt haben. Als im Oktober letzten Jahres vor

Lampedusa ein Boot mit rund 550 Flüchtlingen sank, erfuhr Yordanos über das soziale Netzwerk, dass ein Knabe, den sie im Flüchtlingslager kennengelernt hatte, unter den Toten war. Was Schweizer Jugendliche posten, weiss Yordanos nicht. Unter ihren über 400 Facebook-Freunden sind kein einziges Mädchen und kein einziger Knabe aus der Schweiz. Die meisten der virtuellen Freunde wurden genau wie sie in Eritrea geboren und flohen in die USA, nach Europa und Australien.

Würde sie die Flucht wieder wagen?

In ihrer neuen Heimat gibt es nur wenige Einheimische, die Yordanos Freunde nennt, denn im echten Leben fällt es ihr noch schwerer als im Internet, Schweizer kennenzulernen. «Weil ich nicht immer alles sofort verstehe, muss ich oft nachfragen. Es ist für die Leute wahrscheinlich anstrengend, sich mit mir zu unterhalten. Ich verstehe, dass sie nicht ihre Zeit verschwenden wollen», sagt das Mädchen, das manchmal auch «ja» sagt, wenn es sein Gegenüber nicht genau verstanden hat.

Dennoch muss Yordanos keine Sekunde überlegen, als ich sie frage, ob sich die Flucht gelohnt hat: «Das würde ich sofort wieder tun.» Als 15-Jährige hat sie es allein geschafft, aus einem der isoliertesten Länder der Welt zu fliehen. Als 18-jährige Frau wird sie es mit Unterstützung schaffen, in der Schweiz anzukommen. Das will sie allen beweisen. Ich glaube, dass es ihr gelingen wird.